

Antikes Führertum¹⁾.

Von Fritz Taeger.

Mit herzlichster Freude bin ich der Einladung, vor Ihnen zu sprechen, gefolgt. Ich bin mir bewußt, daß meine Aufgabe heute schwerer und leichter zugleich als früher ist. Wollte ich Ihnen ein Stück aus der Forschungsarbeit unserer Tage vorlegen ohne Beziehung auf die Fragestellungen, die uns alle auf das leidenschaftlichste bewegen, quälen und erheben, ich glaube, ich würde an den meisten unter Ihnen vorbeisprechen. Und die Schuld träfe mich und einen falsch gefaßten Wissenschaftsbegriff allein. Man hat wohl geglaubt, die Wissenschaft von dem großen Ströme des Lebens trennen zu können, der jeden, auch den stillen Forscher in der Ruhe seines Studierzimmers, trägt. Vor mehr als 10 Jahren, damals noch unverstanden und von mancher Seite darüber heftig angegriffen, habe ich mich gegen diese blutleere Vereinzelnung der Wissenschaft gewandt, weil ich von der Erkenntnis durchdrungen war, daß gerade die Größten unserer Arbeit mit leidenschaftlicher Hingabe um die Fragen ihrer Gegenwart rangen, aus ihnen den überzeitlichen Gehalt ihrer Werke schöpften, um einen „Schatz für die Ewigkeit“ zu formen. Es darf darüber freilich nie vergessen werden, daß dieses Wissen um die methodischen Grenzen jeder geistig-wissenschaftlichen Arbeit niemandem die Pflicht vor seinem Volk und seinem Gewissen abnimmt,

¹⁾ Der Aufsatz ist der unveränderte Abdruck eines am 22. März 1934 in Darmstadt vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums gehaltenen Vortrags. Ich verzichte auf die übliche wissenschaftliche Unterbauung. Die Grundlegung der hier vorgetragenen Ansichten, die sich gelegentlich stark von der herrschenden Auffassung unterscheiden, findet sich in meinen Arbeiten über Thukydides (Thukydides, Stuttg. 1924; Ein Beitrag zur Geschichte der Pentekontaetie, Stuttg. 1932), Alkibiades (Stuttg.-Gotha 1925), Polybios und Cicero (Die Archäologie des Polybios, Stuttg. 1922), Tiberius Gracchus (Stuttg. 1928). Die Zerfetzung der griechischen Staatenwelt im vierten Jahrhundert schildert die Monographie „Der Friede von 362/1“. Eine wesentliche Ergänzung zu einzelnen hier nur kurz berührten Punkten bringen die beiden Gießener Vorträge „Das Zeitalter der römischen Revolutionen“ (Nachr. d. Gießener Hochschulgesellschaft Bd. 9, Heft 2) und „Das römische Germanien und die Reichspolitik“ (Mitt. d. Oberh. Geschichtsvereins N. F. XXXI, 1 ff.).

mit letztem Einsatz und letzter Hingabe um die Wahrheit an sich, die ewig unerreichbar bleibt, zu kämpfen, weil sonst die Arbeit Gesetz und Ethos, und damit Sinn und Berechtigung verlieren würde; denn diese Gnade kann niemand ihr von außen schenken. Und ebenso bleibt es immer wahr, daß alle große Forschung national und international zugleich ist. Der atomisierende und nivellierende Internationalitätsbegriff des 19. Jahrhunderts hatte schon lange vor der befreienden und verpflichtenden Selbstbesinnung unserer Tage bei allen, die um Rang und Wert wußten, seinen unechten Schimmer verloren. Sie hatten begriffen, daß ein jedes Volk berufen ist, in dem großen Völkerkosmos seine Art, sich verströmend und empfangend, in ewigem Streben nach Vervollkommen zum Segen aller zu entfalten, um der Menschheitsgeschichte einen Sinn zu geben, der jenseits des rein Biologischen liegt.

Es bedarf kaum des Hinweises (die Bemerkung sei mir in diesem Kreise gestattet), daß wir von hier aus allein auch ein anderes Problem, die Zukunft unserer Altertumswissenschaft innerhalb der Gesamtbildung unseres Volkes, lösen können. Ein traditioneller Bildungsbegriff allein hätte heute, wo unser Volk sich auf seine ureigene Wesenheit besinnt, keine Berechtigung. Es liegt an uns, die schöpferische Auseinandersetzung mit den formenden Mächten der Antike, die in allen Höchstleistungen deutscher Geistesgeschichte mitwirkten, zu erhalten. Gelingt es, dann sind unsere Sorgen wesenlos; versagen wir, und beweist die Antike durch unsere Schuld diese schöpferische Kraft nicht mehr, dann erst hat die humanistische Bildung ihre Ansprüche in unserem Volk verloren — —.

Gelingt es uns heute aber, die Hörer an letzte Probleme unseres Daseins zu führen, dann sind wir des Wiederhalls gewiß. Kaum jemand hat sie so großartig gedeutet wie Johann Gustav Droysen, als er vor fast genau hundert Jahren sein Buch über Alexandros schrieb und eine ganze Periode in der Geschichte unseres Völkerkreises mit kühnem Zugriff neu erschloß. In seiner Einleitung enthüllte er in gewaltiger Schau die Fragen, die dem abendländischen Menschen immer neu gestellt sind. Hier taucht der Gegensatz von Freiheit und Gebundenheit als lebensformendes Gesetz auf, das die Völker von Abend- und Morgenland zu tiefst scheidet. Denn unsere abendländisch-nordische Welt steht heute noch unter Segen und Fluch der griechischen Tat, die zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit die Gebundenheit archaischer Lebensform sprengte, um überall dort, wo diese überwunden ist, zur Befreierin der Menschheit zu werden.

Über die innere Not der letzten Jahrzehnte sind wir gegen alles hellfichtig geworden, was in dieser Tat für die Nachwelt einbeschlossen lag, und viele sind darüber unsicher geworden. Das Chaos hat manchen vernichtet. Und doch wäre es feige Lebensangst, sich vor der Tatsache zu verschließen, daß erst das Chaos als Umbruchszeit die Neugeburt ermöglicht hat, die sich schon seit Jahrzehnten in der Stille vorbereitete, um in ihrer Stunde, zum Siege geführt durch eine begnadete Persönlichkeit, ans Licht zu treten. Und noch feiger wäre es, vor der Verantwortung fliehen zu wollen und zu glauben, der abendländische Mensch könne auf seine größte Tat verzichten, weil sie ihm zugleich die größte Gefahr gebracht hat. Seit dem 6. und 5. Jahrhundert hat er immer wieder um seine Bestimmung kämpfen müssen, hat in seltenen Glücksstunden die höchste Entfaltung errungen, um sie nur zu oft mit Chaos und Auflösung zu bezahlen. Mehr als einmal ist er bereit gewesen, selbst in wesensfremder Gestalt die Ruhe zu suchen, die ihm durch sein Schicksal versagt ist. Aber immer wieder hat er sich zu heroischer Tragik, zu Not und Kampf bekannt, hat er um den schöpferischen Ausgleich zwischen Freiheit und Bindung gerungen, seine echte Größe bewährt.

Zweimal haben die alten Völker, die das Schicksal des abendländischen Menschentums beispielhaft vorgelebt haben, einen solchen Höhepunkt erreicht. Im fünften Jahrhundert faßte Perikles in Athen als der „erste Mann“ seines Staates alle Kräfte seiner Zeit zusammen und schenkte dem Griechentum seine letzte Verdichtung, die es zur Schule nicht von Hellas allein, sondern von der Welt gemacht hat; und um die Wende unserer Zeitrechnung wurde Rom der Mann beschieden, der als „princeps“ seinem Volk und den Mittelmeerländern den Frieden und die neue Ordnung gab und noch einmal eine Höchstentfaltung des antiken Menschentums heraufführte. Gewiß sind diese beiden großen Herrscher nicht die einzigen überzeitlichen Staatsmänner ihrer Völker. Alexandros steht ebenbürtig neben Perikles und überragt ihn in der titanischen Weite von Wollen und Wirken; Caesar ist als Feldherr und als Mensch größer als Augustus und übertrifft ihn in weltumfassender Kühnheit politischen Planens und Gestaltens; Traian zeichnet vor ihm die schlichte Größe feldherrlichen Menschentums aus. Und doch möchte ich gerade über diese beiden zu Ihnen sprechen, weil sie uns, so glaube ich, an den Sinn der uns gestellten Aufgaben führen, auch wenn sie nicht einfach die gleichen sind; denn die Geschichte wiederholt sich nicht und hinterläßt nicht den Nachfahren bequeme Rezepte.

Nur oberflächlicher Parallelisierung könnte die Aufgabe, die beide

zu lösen berufen waren, ähnlich erscheinen. In Wahrheit war sie wesentlich verschieden. Dürfen wir sie einmal auf eine Formel bringen, so mußte das fünfte Jahrhundert den Ausgleich zwischen Bindung und Freiheit, zwischen Autonomia und Heteronomia, in einem Zeitpunkt erstmaliger Lösung und rationaler Autonomisierung finden, während sich die Kaiserzeit aus dem Chaos einer völligen Zersetzung aller Lebensformen gebärte.

Darin lag beider Berufung und Not. Die Reime zu autonomer Lebensgestaltung schlummerten in allen arischen Völkern. Selbst in der archaisch-religiös gebundenen Frühzeit ihrer Entwicklung kannten sie die starre Absolutierung von Gott und Staat nicht, die den morgenländischen Menschen auszeichnet. Die archaische Bindung, die gerade in Hellas im geometrischen Stil den reinsten Ausdruck ihres künstlerischen Wollens fand, war hier lockerer und zukunftsreicher. Es ist gewiß kein Zufall, daß die großen Dichtungen dieses Völkerkreises schon auf der Frühstufe alle Reime künftiger Lebensgestaltung ahnen lassen. Aber nur der Grieche sprengte diese Fessel aus eigener Kraft.

Viele Einzelzüge verbanden und förderten sich in diesem Prozeß: Die Befreiung aus der Enge des alten Siedlungsraums durch eine mittellmeerumspannende Kolonisation, die Erschütterung der religiösen Haltung durch den Siegeslauf eines thrakischen Gottes und mystischer Strömungen, die Verdichtung des staatlichen Lebens durch das Entstehen der Polis, die stille Vermenschlichung ihres Gesetzes, die inneren Kämpfe im Gefolge einer Entwicklung, die vielerorts, fast immer von schweren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krisen begleitet, von dem patriarchalischen Königtum über Aristokratie und Tyrannis zu demokratischen Verfassungen führte, die schöpferische Auseinandersetzung mit den alten Hochkulturen Vorderasiens und Nordafrikas, die jetzt nicht mehr, wie einst in der mykenischen Zeit, die hellenische Eigenentwicklung zu gefährden vermochten. Alle diese Kräfte drängten einem Ziele zu. Das Individuum begann sich langsam aus der bindenden und schirmenden Gemeinschaft zu lösen; es lernte erst von den eigenen Nöten singen, und bald schon warf es die rationale Frage nach dem Wesen aller Dinge auf.

Das gesamte griechische Gebiet war keineswegs in seiner Entwicklung einheitlich. Abgesehen von den fernen Randgebieten des hellenischen Siedlungsraums, die dringendere Aufgaben im Kampf um die Selbstbehauptung zu lösen hatten, standen weite Landschaften in Nord- und Mittelgriechenland abseits; andere, wie Sparta, verschlossen sich erst

spät und künstlich vor diesem Strom. Am mächtigsten ergriff er die Ionier auf dem gesegneten Kolonialboden Westkleinasiens, die bis tief in das sechste Jahrhundert hinein, ehe das Vordringen der persischen Weltmacht sie um ihre Bedeutung brachte, die Führung auf allen Gebieten des Lebens behaupteten. Endgültig aber entschieden erst der Ausgang des ionischen Aufstands und die Siege des griechischen Mutterlands und Sikiliens über Perser, Karthager und Etrusker über das weitere Schicksal des Griechentums.

Sonien wurde zum Spielball der großen Politik. Hier hatte sich der Einzelmensch schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts so weit aus der organisch gewachsenen, biologischem Gesetz gehorchenden Polisgemeinschaft gelöst, daß es Gestalten wie Xenophanes und, etwas später, Herakleitos hervorzubringen vermochte, die Größe und Not einer grausam-heroischen Vereinsamung bis zur bitteren Reife kosten mußten, und daß seine politische Widerstandskraft darüber für immer zerbrach.

Das Mutterland, Großgriechenland und Sikilien, Athen und Syrakus voran, ernteten den Lohn für Sieg und Opfer. Hier, auf einem traditionsgesättigten oder ewig umstrittenen Boden, wo man langsamer den Übergang zu den neuen Formen von Wirtschaft und Staat gefunden hatte, waren die Bindungen zum Segen für das Griechentum fester als in den üppigen, auch blutmäßig stärker gemischten Städten Kleinasiens. Wohl hatte sich Athen, das im fünften Jahrhundert die Führung der Nation an sich riß, immer williger dem lockenden Reichtum des nahverwandten ionischen Lebens erschlossen, der schon Solon und dann mächtiger die Peisistratiden und Kleisthenes ergriffen hatte. Er hatte hier, wo die organische Gesellschaftsordnung des Mittelalters nur reformiert und nicht beseitigt wurde, nur befreit und nicht zerstört. Er gerade gab Themistokles die Weite und Härte politischen und militärischen Planens und Handelns, die ihn zum Retter Griechenlands und Schöpfer der attischen Großmacht machten, aber hinderte es nicht, daß der Sieger von Salamis um Macht und Heimat gebracht wurde, als sich die konservativen Kräfte seiner Stadt in instinktiver Auflehnung gegen sein individualistisches Machtstreben wandten. Seine Kraft ermattete auch in den beiden ersten Jahrzehnten nach dem großen Kriege nicht, die ein Neuerwachen konservativer Ideen erlebten, und half in Athen und Hellas die wunderbare Entfaltung der Übergangszeit, deren höchste Werke Aischylos' Dramen, Pindars Lieder und die Skulpturen Olympias sind, in lebendiger Verbindung mit allem gestalten,

was aus der Vergangenheit groß und was durch das erschütternde Geschehen der letzten Jahre neu geweckt war —.

Die ersten Krisen im delischen Bunde und die Vorgänge vor Ithome erwiesen, daß die Anhänger der präautonomen Rechtsidee, die den Dualismus in Hellas hinnahmen und die Fortsetzung des panhellenischen Krieges gegen Persien vertraten, die politischen Aufgaben Athens nicht zu lösen vermochten, und daß Themistokles, der Revolutionär, den sie vertrieben, richtiger gesehen hatte. Ihr Versagen schenkte Ephialtes und Perikles den Sieg im inneren Kampf, als sie 462/1 den Areopag, das letzte, freilich schon erschütterte Bollwerk des alten Athen, seiner politischen Rechte beraubten und Themistokles' Testament erfüllten, nachdem Kleisthenes schon die gentilizische Bindung des Mittelalters zerschlagen und den Staat in kühlem Rationalismus neugegliedert hatte. Als Ephialtes kurz nach seinem entscheidenden Siege von seinen Feinden ermordet wurde, war Perikles allein zur Führung des Demos, und damit zur Führung seiner Gemeinde berufen.

Mehr als dreißig Jahre behauptete er seinen Platz. Nicht von seiner Außenpolitik möchte ich heute ausführlich sprechen, obwohl er, was nicht selten in unausrottbarer Romantik vergessen wird, gerade an ihr, an Erfolgen und Fehlschlägen, zum großen Staatsmanne heranreifte, und obwohl sie gerade der Innenpolitik erst ihren tiefsten Sinn gab. Nach den Fehlschlägen des Zweifrontenkriegs gegen Persien und Sparta und seine mütterländischen Verbündeten sammelte sie sich auf den Megaeisraum, gab schließlich die zunächst noch behaupteten, aber nur um schwere Opfer zu haltenden Stellungen auf dem Festland auf, um alle Kräfte für den Ausbau des Seereichs freizumachen, das sich jetzt bewußt aus einem Bündnisystem eleutherer und autonomer Gemeinden in eine Archē, ein zentralisiertes Reich verwandelte, das von innen her nur noch von der Interessengemeinschaft des demokratischen Staatsgedankens gestützt wurde. Die scheinbare Einengung des politischen Raumes vor persischen und spartanischen Ansprüchen verhinderte aber nicht, daß Athen am Schwarzen Meer, in Süditalien und in Campanien machtvoller als je ein griechischer Staat vor und nachher das allseitig bedrohte Griechentum schützte. Der Verzicht auf die Politik, für die Perikles 461 bis 451 gekämpft, war nicht als endgültig gedacht. Als Ziel schwebte ihm wie Themistokles die Vorherrschaft über den ganzen griechischen Raum vor, dessen durch lockere Bündnisysteme vorbereitete, aber nur im Kampf zu erzwingende machtpolitische

Einigung zugleich den sichersten Schutz gegen das Vordringen der Barbaren bildete — das empfand man in Sparta und Korinth, wo man nur ungern auf ererbte Ansprüche verzichtete, mit dumpfer Sorge —; und er tat darum in den schicksalschwangeren Jahren vor 431 nichts, den drohenden Krieg zu vermeiden, der aller Voraussicht nach über die Zukunft von Hellas entscheiden mußte. Es war nicht seine Schuld, daß das kühne Spiel verloren ging und mit seiner Heimat Hellas in den Strudel zog.

Ich möchte heute etwas eingehender nur bei seiner Staatsidee und bei seiner Stellung verweilen. Athens Verfassung war, ein Ergebnis einer rund hundertfünfzigjährigen Entwicklung, nach außen ausgesprochen demokratisch. Träger der Souveränität war der Demos, die Gesamtheit der freien Bürger, die in der Volksversammlung ihr Recht unmittelbar ausübten. Die alte aristokratisch-timokratische Gliederung der Bürgerschaft war für den äußeren Ablauf der Staatsmaschinerie fast bedeutungslos geworden, während sie, und wahrlich nicht zum Ansagen für den Staat, noch die gesellschaftliche Schichtung formte. Sie war es, welche das Gebot der rückhaltlosen Hingabe an die Staatsaufgaben aus der Adelszeit in die neue hinüberrettete, und sie bewahrte die politische Führung noch immer in den Händen der großen Familien, die im sechsten Jahrhundert um sie erbitterte Koteriekämpfe ausgefochten hatten. Aber die breiten Schichten der Bevölkerung, welche die Eriren von Salamis gerudert hatten, waren sich ihrer Bedeutung bewußt geworden. Sie bezeichneten sich gerne mit dem Worte „Demos“, das einst die Volksgemeinde bezeichnet hatte, und sie waren entschlossen, außen- und innenpolitisch ihre Forderungen zu stellen.

Perikles, dem uralten Priesteradel der Buzynen entsprossen, und eng versippt mit den stolzen und machthungrigen Alkmeoniden, hatte die Macht nur im Anschluß an diese aufstrebenden Kräfte gewonnen. Es ist selbstverständlich, daß er die Bewegung, die ihn emporgetragen hatte, nicht rückgängig zu machen suchte, sie vielmehr in den Jahren seines Primates noch bedeutend stärkte. 458/7 machte er den Archontat, nominell noch immer das erste Amt des Staates, auch den Zeugiten, den breiten Massen des bäuerlichen und städtischen Kleinbürgertums, zugänglich. 453/2 erneuerte er die peisistratidische Einrichtung der Demenrichter und befreite die Bauern von dem Zwang, in Bagatellsachen ihr Recht in der Stadt suchen zu müssen. 451/0 beschränkte er durch eigenen Antrag das Bürgerrecht auf die Staatsangehörigen, die von beiden Seiten bürgerlicher Abstammung waren. Dieses Gesetz, schon

von den Zeitgenossen leidenschaftlich bekämpft und von unsicheren Legenden umwoben, kann m. E. nur den Zweck gehabt haben, Athens Vollbürger vor der Vermischung mit fremdem Blut zu bewahren und zu einer Art von Adelschicht im Reich zu machen. Atomisierende Nivellierung lag Perikles fern, und schon bedrohte, wie man selbst in den oppositionellen Adelskreisen empfand, die noch vor wenigen Generationen ihre Frauen gern aus den ebenbürtigen Schichten befreundeter Städte und Völkerschaften gewählt hatten, der Zustrom aus allen Ländern des Mittelmeerkreises die Reinheit attischen Blutes und attischer Sprache.

Eine Reihe von Neuerungen ist nicht genau zeitlich zu bestimmen. Den Sold für die Ratsherren, die Geschworenen in der Heliaia und die unteren Losbeamten führte er ein, um auch dem kleinen Mann die Möglichkeit zu geben, dem Staat soweit zu dienen, wie dieser selbst es forderte. Den Ärmern ließ er die Eintrittsgelder für die öffentlichen Spiele, die Gottesdienst der Gemeinde sind, vom Staat auszahlen. Tausende aus den ärmsten Volksschichten erhielten als Kleruchen oder als Siedler neubegründeter Gemeinden im Reichsgebiet Haus und Hof und halfen es verteidigen. Unzähligen gaben die gewaltigen Bauten, die sich über dem Schutt des Persersturms auf der Burg, drunten in der Stadt und draußen auf dem Lande erhoben, Arbeit und Verdienst; zugleich aber machten sie Athen zur stärksten Lagerfestung der Zeit und zum schönsten Ort, von dem die Menschheitsgeschichte weiß.

Und doch, schon die Zeitgenossen übten bittere Kritik an alledem. Vernichtete er nicht in demagogischem Meide die selbstlose Staatsgesinnung der adligen Zeit der Marathonkämpfer, und weckte er nicht den berechtigten Haß aller Hellenen, mit deren Tributen sich die Stadt-Tyrannin puzte? Erhob er, der in Erscheinung und Sprache die Alten geheimnisvoll an Peisistratos gemahnte, sich nicht selbst zu schwindelnd-gefährlicher Machthöhe eines Tyrannen, der sich über Menschentum zu erhöhen vermüht? Selbst Platon hat in ihm nur den Totengräber der alten, recht-bewahrten Form gesehen und abgelehnt; und noch in Plutarchs heiterer Milde spüren wir einen letzten Widerhall der alten Kämpfe und des alten Hasses, die uns in der Komödie oft erschrecken. Die Vorwürfe, die gegen seine Reichspolitik erhoben wurden, brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Daß sie hart, ja unter Umständen brutal war, wird niemand ableugnen; niemand aber, der die politische Haltung der Polis kennt, darf auch bestreiten, daß diese Härte gegen den Polis-Partikularismus zwingendes Gebot war, und daß nur Athen die außen-

politischen Aufgaben, die dem Griechentum im Ägäisraum seit 550 gestellt waren, als Polis zu lösen vermocht hat. Die großen Realpolitiker des Westgriechentums, Männer wie Gelon, Dionysios und Alkatholess, haben nie anders gehandelt. Gegen die anderen Anklagen künden alle Zeugnisse dieser großen Zeit. Jedes Bild, das in diesen Tagen geformt, jedes Lied, das damals gesungen und jeder Bau, der damals erstanden, preisen das gleiche Athen, das der rauschende Hymnos der Parthenonskulpturen feiert; und sie rühmen, ob sie wollen oder nicht, den Mann, der in einsamer Höhe allen Lebensäußerungen seiner Zeit sein Gesetz aufprägte.

Aus der Überfülle möchte ich heute nur das Zeugnis herausgreifen, das uns die Zeit am tiefsten enthüllt, Thukydides' Epitaphios. Der Widerspruch der oft leidenschaftlich gegen mich geführten Polemiken hat mich nicht an meiner Auffassung irre gemacht, daß der größte Historiker des Altertums hier in irgendeiner Form authentisches Gut verwandt hat. Und selbst meine wissenschaftlichen Gegner werden nicht ernsthaft bestreiten, daß diese Rede, die für sie zunächst der Grabgesang auf Athen selbst ist, die wertvollste Quelle für die Staatsgesinnung der perikleischen Zeit darstellt. Alle großen Züge aus der Vergangenheit mit dem neuen Geiste in einer Dichte vereinigend, deren das vierte Jahrhundert selbst in Platon und Aristoteles nicht mehr fähig war, ist sie die letzte Sublimierung, die griechisches Staatsbewußtsein je erlebt hat.

Die alte Welt der gebundenen Rechtsidee ist hier der dynamischen Sicht gewichen, die Macht und wertschaffende Leistung als geschichtliche Kräfte erfaßt hat. Die Rede auf die Toten des ersten Kriegsjahrs verzichtet darum auf die übliche, uns wohlbekannte Form und preist Athens Lebensführung, Verfassung und Sitte als Grundlagen seiner Macht, zu der Thukydides sich auch nach dem Fall von 404 noch bekennt. Darüber aber wird der Epitaphios zu einer großen Auseinandersetzung mit der spartanischen Rechts- und Staatsauffassung und mit dem spartanischen Persönlichkeitsideal. Es wäre lockend, etwas länger bei Sparta, dessen einzigartige Bedeutung wir heute vielleicht tiefer als die Generation vor uns verstehen, zu verweilen. Herausgewachsen aus dem gemeinsamen Mutterboden dorischer Stammesart, hatte es sich einst williger als die meisten anderen mutterländischen Staaten dem verführerischen Zauber der griechisch-kleinasiatischen Kultur hingegen. Dann aber hatte es sich, zu ständigem Kampf um die Selbstbehauptung gegen zahlenmäßig weit überlegene Massen versklavter oder rechtsgeminderter Untertanen und feindlicher Nachbarn gezwungen

und auf sich gewiesen durch die binnenländische Enge seines gesegneten Landes, starr in sich abgeschlossen, um die Sonderart des Dorertums bis in ihre letzten Möglichkeiten zu entwickeln. Zwei Gesichtspunkte waren hier auf die Spitze getrieben, die restlose Einordnung des einzelnen Spartiaten in den Kosmos des Kriegerstaats der „Gleichen“ und die Unterordnung des Staates unter die Gesetze einer religiös gegründeten Rechtsidee. Darüber wurde dieser Staat, der sich seine uralte Verfassung bewahrte, zum Hort aller aristokratisch-konservativen Kräfte, eine adlige Kriegergemeinde, die einst neben Athen das Beste zur Abwehr der Perser getan hatte, um jetzt an der Spitze eines weitgedehnten Bundes den Sammelpunkt für alle zu bilden, die sich durch Athens Imperialismus bedroht fühlten. Aber auch für die konservativen Gegner des modernen Staates in Athen selbst blieb er das Vorbild. Gegen sie wendet Perikles sich zunächst. Athen selbst ist zum Beispiel für andere geworden. Seine Verfassung ist eine Demokratie, weil sie allen freien Bürgern die gleichen Rechte zuerkennt; aber sie vergißt darüber nicht die Rangordnung nach Wert und Leistung des Individuums. Dem einzelnen gewährt sie die größte Freiheit der Lebensgestaltung und verzichtet auf Spartas Agoge, die schon das Kind erfasst, um den Mann nicht loszulassen. Sie darf es aber, weil sie vor den Gefahren der Anarchie und des schrankenlosen Individualismus durch den Gehorsam vor den Beamten und Gesetzen der Gemeinde, vor allem vor dem ungeschriebenen Gesetz, das die Schwachen schirmt, bewahrt ist. Denn in dem aus der Vergangenheit übernommenen und jetzt in heißem Ringen vertieften Gemeinschaftsbewußtsein gibt sich dieser Staat seinen sichersten Halt. Seinen Bürgern legt er unerhörte Lasten auf; davon künden heute noch die ergreifenden Verlustlisten der attischen Phylen. Dafür gibt er aber dem einzelnen auch die größte Erholung von allen Nöten in Festen und Feiern und in der Freiheit individueller Lebensgestaltung. Unbändig stolz, öffnet er allen Menschen seine Tore und kennt die Fremdenvertreibungen nicht, durch die Sparta seinen Kosmos zu schützen und seine Wehrvorbereitungen zu verbergen sucht, und seiner Stärke sich bewußt, verzichtet er auf alle Maßnahmen, seine Rüstungen geheim zu halten. Und wiederum im Gegensatz zu Sparta schult er seine Bürger nicht in mühereicher Erziehung für den Kampf und gestattet ihnen im Vertrauen auf die angeborene Art, ein Leben in Freiheit zu führen. Daß hier ein wunder Punkt angerührt wird, darüber täuschen die stolzen Worte, die auf Athens ruhmreiche Siege hinweisen, nicht hinweg. Freilich erfordert ein gerechtes Urteil

auch die Feststellung, daß Athens Stärke auf seiner Flotte beruhte und daß darum die militärische Schulung eine ganz andere sein mußte als bei der Landmacht Sparta.

Aber selbst die Schwäche wurzelt in den besten Kräften der Zeit, in dem unbeirrbareren Vertrauen, daß die freiwillige Hingabe die gleiche Opferfähigkeit und Opferbereitschaft wie Spartas „Zucht“ und „Ordnung“ zeitigen wird. Und diese Haltung ist nicht minder stolz als Spartas Adelsethik. Sie hat aber vor ihr das Wissen um die geistige Verantwortung eines großen Staates voraus: „Wir lieben das Schöne ohne Aufwand und lieben die Weisheit, ohne zu erschlaffen.“ Aber nichts wäre falscher, als zu glauben, der perikleische Staat habe sich an ein schönheitsstrunkenes Phaiakendasein als letztes Ziel verloren. Wer die Bilder und Lieder der Zeit zu deuten weiß, ist vor dem Irrtum gefeit. Und Perikles enthüllt seine Forderungen nicht allein in der letzten Rede, die Thukydides uns von ihm erhalten hat, dem größten und härtesten Denkmal antiker Staatsgesinnung, die durch die unerhörte Strenge ihrer Forderungen manchem unter uns in den bitteren Jahren nach dem Kriege Halt und Gesetz geben half; in ihnen gipfelt auch der Epitaphios. Perikles' Autonomiegedanke findet seinen Sinn ja in dem Streben, Wagemut und Überlegung zu einen, um durch die höchste Steigerung der Individualität Höchstleistungen zu zeugen. Den brutalen Machtgedanken lehnt er ab, der, bald von Sophisten und Staatsmännern gepredigt, einen gefährlichen Zauber auf den naiven Egoismus des Politen ausüben wird, und unterwirft seine Außenpolitik dem Gesetz autonomer Ethik; aber zugleich bekennt er auch, daß Athen durch sein Persönlichkeitsideal zur Schule von Hellas geworden ist, und daß seine Bürger die vielseitigst ausgebildeten sind, und erhärtet seinen Satz mit Macht und Leistungen der Gemeinde. Freund und Feind müssen sie anerkennen. Sie zeugen für sich selbst. „Denn jedes Land und jedes Meer haben wir uns durch unsern Wagemut zugänglich gemacht, und überall haben wir Denkmäler von guten und bösen Taten hinterlassen.“ Für eine solche Stadt sind die Toten dieses Krieges gefallen, und jeder Bürger muß bereit sein, sich für sie zu opfern. Je größer ihre Macht und ihr Glanz sind, um so größer ist die Verantwortung, die auf jedem einzelnen ruht. Denn nur die Opferbereitschaft, die sich erst im Tode ganz bewährt, entscheidet über Wert und Unwert eines Mannes.

Alle Schönheit und alle Freiheit, die diese Stadt ihren Bürgern schenkt, haben nur den einen Sinn, das Individuum zu letzter Hingabe zu befähigen. Ihre Bürger sollen sich an der Größe ihrer Heimat mit

Liebe zu ihr erfüllen und sollen wissen, daß Wagemut und Einsicht in das Notwendige und Gemeinschaftsbewußtsein im Kampf sie geschaffen haben. Er bekennt sich zu dem Heroismus, der freudig das eigene Leben gegen höchsten Ruhm eintauscht. Glück ist ja die Freiheit, und Freiheit ist Mut. Diese heroische Haltung stellt denn auch die unerbittlichen Forderungen an alle Glieder des Staates, die schwächere Zeiten als roh empfinden mußten, und die doch erst über den Wert dieses Staates entschieden. Denn auch Völker und Staaten können ihren höchsten Rang vor dem strengen Gericht der Geschichte nur durch Opferbereitschaft erweisen.

Seitdem wir das wissen, begreifen wir aber auch erst diesen Staat. Man hat so gern in der ewigen, heimlichsten Sehnsucht des Nordens in diesen Jahrzehnten einen lichten Traum von Schönheit gesehen, wie man lange von der hellenischen Heiterkeit dichtete. Seine Not und Kämpfe deuchten wie ein leichter Schatten. Niemals wohl ist ein Bild schiefer und unwahrer gewesen. Hinter all der strahlenden Schönheit dieser gesegneten Tage steht die harte Not, stehen das Kämpfen und Ringen von Menschen, die sich vor selbstgestellten Aufgaben in freiwilliger Hingabe verzehren, weil sie wissen, daß sie nichts sind, die Polis alles. Sie ist kein tändelndes Spiel leicht hinlebender Geschlechter — solche Träume träumte man nur in Jonien —, sondern Ausdruck des gleichen heroisch-tragischen Lebensgefühls, das die Ilias mit archaisch-urwüchsiger Kraft durchdringt die herbe Größe eines Ulysses trägt und die unbändige Kraft der Olympiasculpturen formt. Sie ist Kampfmittel und Kampfziel zugleich, weil sie die Kräfte stärkt und als höchste Steigerung von Menschenart ewige Aufgaben stellt. Freilich steht sie an gefährlicher Grenze, wie es immer das Schicksal letzter Erfüllung ist — Perikles und Thukydides haben das wie Goethe gewußt —, als Vollendung untergehen zu müssen.

Sie war nicht auf Athen allein beschränkt, wie denn die gewaltigen Impulse der großen Zeit die ganze hellenische Welt ergriffen hatten; aber hier war sie dichter als sonst irgendwo und zu ewiggültiger Entfaltung gesteigert. Griechenland von Griechenland wurde diese heilige Stadt in diesen Jahrhunderten einmal genannt, als Herd von Hellas wurde sie gefeiert.

Das war der höchste Lohn für die Opferwilligkeit eines ganzen Volkes unter der Leitung seines ersten Bürgers. Es hat einen tiefen Sinn, wenn wir von einem perikleischen Zeitalter sprechen. Und doch war dieser Mann gezwungen, ständig um seine Stellung zu kämpfen.

Einsam wie alle Großen, war er über sein Volk hinausgewachsen, dessen beste Art in ihm symbolhafte Gestalt angenommen hatte. Nur ganz wenige verstanden ihn noch, die kühnsten und freisten Geister der Zeit, Denker wie Anaxagoras, Protagoras und Damon, ein Künstler wie Pheidias, auch eine Frau darunter, von der wir fast nichts wissen, Aspasia, welche die Athener eine Hetäre schalten, für deren Größe aber kein Geringerer als Platon zeugt. Seine Macht beruhte allein auf dem täglich neu zu erkämpfenden Vertrauen seines Volkes, das ihn Jahr um Jahr wieder zum Strategen, oder zum Oberstrategen wählte. Niemals hätte der Feldherr seine Bürgertruppen gegen die eigene Heimat führen können. Skrupellos und mit dem verbissenen Haß, der innere Gegensätze in der Enge der Polisgemeinschaft auszeichnet, bekämpften seine Feinde ihn und alle, die ihm nahe standen. 430 triumphierten sie, die er so oft besiegt, als die Pest seine Berechnungen zu durchkreuzen schien, und als man den dumpfen Aberglauben der Massen, die unter dem Kriege schwer litten, gegen ihn aufrufen konnte. Aber schon im nächsten Jahre wurde er wieder an die Spitze der Gemeinde gestellt, um in dem gleichen noch an der Pest, die ihm die ebenbürtigen Söhne entriffen hatte, zu sterben.

Und mit ihm starb sein Werk. Die individualistischen Ströme, die er, ein Herrscher seiner Macht nach, während der Staat seine demokratische Form behielt, gebändigt und in den Dienst seines Staatsgedankens gezwungen hatte, wurden übermächtig. Ich kann hier nicht davon sprechen. Und kein Staatsmann erstand, sie noch einmal wieder in ein Bett zu zwingen. Der Tag der Polis neigte sich nach reifer Mittagshöhe zum Abend. Die neue Form, die in Hellas und Makedonien erwuchs, wurzelte in anderen Kräften. Perikles, der klaren und schlichten Geisteshaltung seines Volkes unlösbar verwachsen, blieb Mensch, wenn ihn die Komödie auch tausendfach den Olympier schalt; Alexandros aber, der Wegbereiter der neuen Zeit, wurde zum Gottessohn und Gotte selber — —.

Die Nachfahren des großen Makedonen vermochten seines ungeheuren Erbes nicht zu walten. Raum fünf Menschenalter nach Alexanders Tode triumphierte die Herrin Rom bei Pydna endgültig über die hellenistische Staatenwelt. Und nur ein Menschenalter später schon begann die Wirrenzeit, die nach hundertjährigem Kampfe die letzte große politische Schöpfung der echten Antike, das römische Kaisertum, hervorbrachte. Wir verstehen sein Werden nur aus der Geschichte Roms und des Mittelmeerkreises.

Roms Aufstieg zur Weltmacht, die alle Küstenländer des Mittelmeerraums umspannt, ist allbekannt. Die machtpolitische Ausweitung aber vermochte eine schwere wirtschaftliche Krise nicht zu verhindern und förderte sie nur. Sie erwuchs aus dem langsamen Untergang der bäuerlichen Getreidewirtschaft in weiten Teilen Italiens, führte zu einer bedrohlichen Landflucht und Proletarisierung der überschnell wachsenden hauptstädtischen Bevölkerung und gefährdete früh schon die Wehrkraft Italiens. Sie veranlaßte die ersten Reformen, die wider den Willen der Reformer den Staat zu revolutionieren begannen, und löste immer neue Heilversuche aus; aber sie beeinflusste Augustus' Haltung kaum, weil er aus ganz anderen Ideentreifen hervorging.

Das entscheidende Problem, das er zu lösen sich anschickte, war die Bändigung der revolutionären Kräfte und die Eingliederung des Individuums in den Kosmos seines neuen Staatsbaus, der an die erschütterte aristokratische Staats- und Gesellschaftsordnung der spätrepublikanischen Periode anknüpfte. Schon war die Zersetzung der alten Ordnung so weit gediehen, daß ein Neubau unvermeidlich war, wenn man nicht dem Untergang auf dem Gipfel äußerer Machtentfaltung zutaumeln wollte.

Rom war lange Jahrhunderte seine eigenen Wege gegangen. Gewiß stand es seit seinen Anfängen unter den Einwirkungen des Hellenismus, die, zuerst vornehmlich durch die Etrusker vermittelt, bald unmittelbar von den campanischen und süditalischen Griechenstädten her Rom und Latium berührten; gewiß zeigt seine staatliche Entwicklung deutlich ein Mitschwingen mit den großen Bewegungen im griechischen Raum. In Wahrheit vermochten sie lange nicht die organische Eigenentwicklung dieses Staates, der sich um 500 von der etruskischen Herrschaft zu befreien und auf seine Eigenart zu besinnen begann, zu stören, oder gar Staat und Recht ihrem Einfluß zu unterwerfen. Sie brachten fremde Götter, die bald mit den einheimischen verschmolzen, ohne den Grundcharakter der italischen Religion zu ändern, schenkten Schmuckformen künstlerischer Gestaltung, die noch auf Jahrhunderte hinaus im Grunde Oberflächenerscheinung blieben, vermittelten einzelne Rechtsideen, die von dem bodenständigen Rechtsempfinden aufgesogen wurden. Das alte Rom war ein Bauernstaat, auch wenn es im Handel Latiums seine Rolle spielte. Seine Staatsordnung und Politik erwuchsen aus den organischen Lebensgesetzen einer solchen Gemeinschaft. Die Führung lag in den Händen eines Adels, in dem etruskische und latinisch-sabinische Familien sich zu einer homogenen Gesellschaft verbunden hatten;

aber die Massen der Bauern, der Kern des Legionenheers, hatten in allen Fragen ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Seinen besten Halt besaß er an den konservativen Kräften in allen Ständen, die auch schwere Kämpfe im Innern nicht zu erschüttern vermochten. Weit über hundert Jahre zog sich das Ringen mächtiger Familien plebeischen Rechtes um die volle Gleichberechtigung mit den Patriziern hin, der sogenannte Ständekampf, ehe sie ihre wesentlichen Forderungen durchzusetzen vermochten. Nebenher ging der stille Kampf zwischen den Komitien und dem Senat, der sich zunächst zugunsten der Komitien neigte, ohne den aristokratischen Charakter des Staates zu gefährden. Leidenschaftliche Koteriekämpfe waren an der Tagesordnung, in denen machtvolle Persönlichkeiten um die beherrschende Stellung innerhalb der Gemeinde stritten. Und doch spüren wir bis weit über die Mitte des vierten Jahrhunderts hinaus kaum etwas davon, daß der einzelne sich gegen das Gesellschaftsgesetz aufzulehnen begönne.

In einer Zeit, in der die griechische Polis im Todeskampf lag gegen die zersetzenden Mächte eines wurzellos gewordenen Individualismus, gegen das hemmungslose Machttreiben einzelner und gegen das Ermatten des Staatsgefühls in den Massen, erlebte das römische Staatsbewußtsein in spätarchaischen Denkformen vielleicht seine größte Dichte. Gerade jetzt aber, um die Wende zum dritten Jahrhundert, begannen neue Kräfte sich zu regen. Eine Gestalt wie Appianus Claudius, der gewaltige Censor von 310 und im höchsten Greisenalter, als er erblindet, noch durch seine Haltung Sieger über Pyrrhos, paßt nicht mehr recht in den Rahmen des alten Rom. Es ist kaum ein Zufall, daß in seiner Umgebung die ersten Ansätze zu einer römischen Literatur entstanden, und daß man hier bereits den Anschluß an die geistigen Mächte des Frühhellenismus suchte. Auch Roms Eigenentwicklung hatte jetzt die Stufe erreicht, wo sie nach Neuem drängte, durch die engen politischen Berührungen mit den kampanischen Griechen beschleunigt und in nicht ungefährliche Bahnen gelenkt.

Es bedarf heute des Hinweises nicht mehr, daß der Siegeslauf des Hellenismus in Italien niemals die nationale Eigenart zu überfremden oder verdrängen vermocht hat; aber es bleibt doch die Erkenntnis zu Recht bestehen, daß diese hinfort zu einem ständigen Kampf um ihre Sonderart verurteilt war.

Dieser Kampf hat reichste Früchte gezeitigt. In begnadeten Gestalten weckte er einen Reichtum, den Rom aus eigener Kraft niemals hervorgebracht hätte. Ennius und Plautus, Terentius und Lucilius, Catull

und Horaz und Vergil und die erlauchten Namen der Scipionen und Caesars künden davon. Für schwache Naturen freilich barg er schlimme Gefahren. Eine fast morbide Spätkultur stieß auf eine junge Welt, die rohes Barbarentum noch nicht völlig abgestreift hatte, eine Verbindung, die nur zerstören konnte. Polybios' Schilderung von der inneren Zersetzung des jungen Adels der Weltherrin Rom spricht eine deutliche Sprache, die zahllose Zeugnisse bestätigen. Was bei wahrhaft großen Persönlichkeiten nach schöpferischer Neugestaltung drängte — das tragische Schicksal der beiden großen Scipionen beweist es —, das verleitete schwache zu brutalem, augenblicksbehaftetem Sinnen- und Machtgenuß.

Eine Revolutionszeit von einhundert Jahren aber mußte alle Strebungen, die guten und die schlimmen, nur steigern. Jetzt bestand keine Macht mehr, die dem Individuum in den Weg getreten wäre. Die Gesellschaft, zersetzt wie sie war, war nur noch ein Faktor zweiten Ranges. Das Volk vollends, trotz der Erweiterung des Bürgergebiets durch den Bundesgenossenkrieg, durch den wirtschaftlich abhängigen und korrupten Pöbel von Rom repräsentiert, wurde zum gefügigen Werkzeug einer nicht minder korrupten Oligarchie. Die eigentliche Macht lag, den meisten noch verborgen, bei dem Berufsheer, das Marius aus den Proletariern gebildet, und bei dem überlegenen Individuum, das dieses Heer zu führen und an sich zu fesseln verstand und die Außenpolitik seinem herrischen Willen unterwarf. Sulla, Pompeius und Caesar vor allen gewannen erst dadurch die Möglichkeit, ihre Ideen zu verwirklichen. Verhängnisvoll nur war es, daß aus dem Chaos auf Jahrzehnte keine dauernde Form erwuchs. Die Gesamtentwicklung drängte auf die Militärmonarchie hin; aber gegen siekehrten sich alle konservativen Kräfte, die, vereinigt, selbst in dieser Wirrenzeit noch eine Macht darstellten. Caesar, als Gott bereits von Senat und Volk anerkannt, erlag den Dolchen der Verschworenen, die in diesem Augenblick noch das Bestreben einte, die *libertas*, die geschichtlich gewordene Ordnung von Staat und Gesellschaft, vor dem Königtum zu retten. Das Ergebnis dieses furchtbaren Mordes bestätigte allerdings nur, daß dieser Gedanke nur noch bloße Ideologie war.

Es hatte nicht an Versuchen gefehlt, von der Gesellschaft selbst aus die Grundübel abzustellen. Die Popularen, die Erben der gracchischen Ideen und trotz ihres Namens alles andere als Demokraten im griechischen Sinne, erhofften von einer Rückkehr zu der gesellschaftlichen Gliederung und Machtverteilung aus der Zeit der Samnitienkriege die innere

Gesundung. Aber auch in den Reihen der Optimaten, welche die geschichtlich gewordenen Formen nicht antasten wollten, gewann die Erkenntnis an Boden, daß nur der Sieg über die auflösenden Kräfte innerhalb der eigenen Reihen den Sieg im politischen Machtkampf sichere. Der alte Cato, der lange vor dieser Zeit schon gegen die individualistische Politik des großen Scipio gekämpft hatte, gab durch seine Haltung noch viele Geschlechter hindurch das Vorbild für eitle Scharlatane und gutgläubige Ideologen. Tiefer faßte Cicero, hier der Erbe der besten Überlieferung des zweiten Jahrhunderts, das Problem, als er in den fünfziger Jahren unter dem Schatten drohender Bürgerkriege und Militärmonarchie, sein Werk über den Staat schrieb. An eine Genesung der Gesellschaft aus eigenen Kräften glaubte auch er nicht mehr; er sah die einzige Rettung in der freiwilligen Unterordnung unter das überlegene Individuum. Dieses Individuum aber darf seine Stellung nicht dazu ausnutzen, sich eine persönliche Macht in monarchischen Formen zu schaffen, sondern soll mit seiner Staatsauffassung und seinem Ethos Gesellschaft und Staat durchdringen, gerade um die Gefahren von Monarchie oder Pöbelregiment zu bannen. Das Persönlichkeitsbild, das die Strenge altrömischer Staatsgesinnung mit dem Reichtum griechischer Bildung vereint, ist zuerst im Scipionentkreis gelebt und geformt worden. Polybios und Panaitios, die beiden großen Griechen, haben dort wie hier tief eingewirkt. Durch Cicero hat es geschichtliche Bedeutung gewonnen; denn einzelne Versuche in der modernen Forschung, Ciceros Schrift *De re publica* als Vorstufe des Principats zu leugnen, übersehen, daß Cicero wohl bis tief in die sechziger Jahre und später wieder *princeps* kollektiv gebraucht, daß aber seit dem Ende der sechziger Jahre auch in Briefen und Reden *princeps* und verwandte Begriffe — unter dem Eindruck von Pompeius' überragender Persönlichkeit — singular auftauchen, und daß das erste Buch von *De re publica* mit seinem unrömischen Bekenntnis zum Königtum im Rahmen des Gesamtwerks nur einen Sinn als Vorbereitung für die Entwicklung des neuen Staatsideals haben kann, das, wie ich eben ausführte, mit der ererbten „Mischverfassung“ eine halbmonarchische Idee, die überragende Stellung des „Princeps“, vereint. Es gibt denn auch in den zahlreichen Fragmenten dieser Schrift nicht eine Stelle, welche die kollektive Deutung der stets singular gebrauchten Termini für den Staatsmann erforderte oder auch nur wahrscheinlich machte.

Utopische und wirklichkeitsnahe Gedanken verbanden sich in diesem Werk in seltsamer Mischung. Der Staatsmann, der seinem Volk die

bleibende politische Form gab, war einer der kühnsten und klügsten Realpolitiker, welche die Geschichte kennt. Von Mutterseiten her mit Caesar blutsverwandt, testamentarisch adoptiert und zum Nachfolger bestimmt, wurde er, fast ein Kind noch, in den letzten und furchtbarsten Machtkampf dieses wilden Jahrhunderts hineingerissen. Emporgetragen durch die Anhänglichkeit von Caesars Veteranen und die Kurzsichtigkeit des Senats, der den echten Caesarerben gegen Antonius auszuspielen zu können hoffte, sicherte er sich durch seine kühle, unbeirrbar Einsicht in das politische Kräftespiel und die Art seiner Gegner bald schon bestimmenden Einfluß. Mit Hilfe des Senats überwand er Antonius, um sich nach dem Siege mit ihm und Lepidus zu verbinden, die Macht des Senats zu brechen und die Mörder seines Vaters zu vernichten. In den Kämpfen gegen Lucius Antonius und Sertus Pompeius einte er den Westen machtpolitisch, während Antonius, der Sieger von Philippi, seinen alten Kriegsrühm in dem unglücklichen Partherkrieg verlor. Actium besiegelte 31 die Entwicklung, die 36 bereits deutlich geworden war. 27 und 23 fand Caesar, der 27 den ehrenden Beinamen Augustus erhielt, die endgültigen Formen für die Neuordnung des Staates.

Augustus selbst stellt sie in seinem Tatenbericht als Wiederherstellung der Republik hin. Seine Auffassung haben nur wenige moderne Forscher sich zu eigen gemacht. Manche polemisieren gegen Mommsen, der sie, für viele richtungweisend, als Dyarchie, als Zweiherrschaft von Princeps und Senat, kennzeichnete, und sprechen von der Begründung der Monarchie. Um sein Werk zu verstehen, muß man sich von allen modernen staatsrechtlichen Begriffen frei machen und ein Doppeltes berücksichtigen: es bildet den Abschluß der Wirrenzeit und faßt die revolutionären Mächte mit dem noch lebensfähigen Erbe der Vergangenheit zu neuer Einheit zusammen; und es wendet sich gegen Caesars und Antonius' Versuch, das hellenistisch-alexandrische universalistische Gottkönigtum nach Rom zu übertragen.

Augustus, römisch in seinem Denken, hatte gerade an Caesars Schicksal begriffen, daß seine Stunde noch nicht gekommen war. Er sah, daß die Kräfte Roms und Italiens nicht mehr ausreichten, die Welt zu erobern und zu durchdringen, nachdem sie sich in blutigen Kämpfen selbst verzehrt hatten; und er wollte nicht auf die Vorrangstellung seines eigenen Volkes verzichten, dessen militärische und politische Überlegenheit den Mittelmeerkreis unterworfen hatte. So kehrte er zu den Grundlinien der spätrepublikanischen Außenpolitik zurück, deren mehr unbe-

wußtes Taster er in den klaren Plan verwandelte, die besten Grenzen des engeren Mittelmeerkreises zu gewinnen; und dieses Ziel verwirklichte er in den dreiundvierzig Jahren seines Principats fast vollständig, ein Friedensfürst, der gerade aus seiner defensiven Friedensidee heraus einer der größten Eroberer der römischen Geschichte wurde. Nur am Rheine, wo die Niederlage im Teutoburger Walde die Aufgabe der Versuche, das Vorland der Rhein-Donaulinie bis an die Elbe vorzuschieben, einleitete, vermochte er seine Pläne nicht zu verwirklichen.

Römisch war denn auch die Innenpolitik, so überreichen Segen sie dem ganzen Reiche spendete. Vorsichtig, fast zaudernd wie er war, lehnte er den Gedanken an kühne Reformen ab, welche die unselige gesellschaftliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte rückgängig gemacht hätten. Hatte er zu Beginn seiner Herrschaft noch in den zahlreichen Veteranenkolonien in Italien den sozial-revolutionären Kräften im Heer einen furchtbaren Tribut zollen müssen, so begnügte er sich später damit, die schlimmsten Symptome abzustellen und neues Unheil zu verhüten. Eine gewisse Gesundung der Agrarverhältnisse im Bürgergebiet, das Verdrängen der Plantagenwirtschaft mit Sklavenherden durch freie Kleinpacht, die jetzt einzusetzen scheint, hängt mit organischen, freilich von schweren Krisen begleiteten Entwicklungen zusammen, die außerhalb der Eingriffsmöglichkeiten des antiken Staates lagen. Dementsprechend verschob er auch das Kräfteverhältnis zwischen den einzelnen Ständen nicht zugunsten des Volkes, nahm allerdings auch den Komitien die ererbten Rechte noch nicht.

Seine vornehmste Sorge galt den beiden ersten Ständen des Staates, Senatoren und Rittern, um die alte Herrenschicht als tragendes Element in seinen Staatsbau einzufügen. Demzufolge bekamen sie mehr als einen bloßen Scheinanteil an Macht und Regierung. Der Senat, der seit dem zweiten punischen Kriege alle Gebiete der Politik seinem bestimmenden Einfluß unterworfen hatte, blieb auch jetzt, ausgestattet mit weitgehenden Befugnissen in Gesetzgebung und Rechtsprechung, mehr als ein bloßer Staatsrat und behielt bei der Gewaltenteilung von 27 eine nicht geringe Zahl von Provinzen, über die der Kaiser allerdings als Consul zunächst, und dann kraft seines prokonsularischen Imperiums ein — freilich nur selten zum Ausdruck gebrachtes — Oberaufsichtsrecht besaß. Und aus den Senatoren, die nach wie vor, nicht selten mit dem Herrscher und seinen Mitregenten zusammen, die alten, auch jetzt keineswegs bedeutungslosen republikanischen Ämter bekleideten, wählte der

Kaiser die Legaten, die seine Legionen kommandierten und die größeren Provinzen verwalteten. Freilich nutzte er bewußt schon den zweiten Stand, die Ritterschaft, die, spät erst ständisch organisiert, politische Ansprüche nicht als Erbe spätrepublikanischer Staatsauffassung mit sich brachte, um eine zweite Gruppe von kaiserlichen Beamten zu schaffen, die in zivilen und militärischen Funktionen neben die senatorischen traten. Standen sie diesen auch äußerlich in der Rangordnung nach, so zogen sie doch früh schon die einflußreichsten Aufgabentreise an sich. Und selbstverständlich unterwarf der Kaiser, der nach außen die politischen Befugnisse und alten Ehrenrechte des ersten Standes peinlich wahrte, seine und seines wichtigsten Organes Zusammensetzung einer ebenso stillen wie wirksamen Kontrolle, die er mehrfach noch durch direkte, äußerlich freilich sorgfältig maskierte Eingriffe gegen die Opposition verschärfte.

Und er überbaute die alten Einrichtungen der Gemeinde durch die Machtbefugnisse, die er sich als dem Sieger im inneren Kampf durch sie selbst übertragen ließ. In Anlehnung an die spätrepublikanische Entwicklung bauten sie sich auf der Vereinigung von verschiedenen teils befristeten, teils unbefristeten magistratischen Rechten auf und vereinigten die höchsten zivilen und militärischen Befugnisse in seinen Händen, ohne daß er gewisse vor allem durch Sulla und Caesar kompromittierte Ausnahmegewalten wie die Diktatur z. B. erhalten hätte. Die *tribunicia potestas*, angebahnt 36 schon und in den Einzelheiten 30 und 23 ausgestaltet, und das *imperium proconsulare maius*, das er erst 23 erhielt, während die Triumviratsgewalt bis zum Jahre 32, die 32 durch den Treueid des Westens bestätigte Ausnahmegewalt bis 28/27 und der Konsulat bis 23 die eigentliche staatsrechtliche Grundlage seiner Macht gebildet hatten, waren die entscheidenden und wurden besonders 12 noch durch den Oberpontifikat ergänzt. Unter solchen Umständen ist es eine bloße Ideologie, wenn der Kaiser in seiner Autobiographie von der Wiederherstellung der alten Ordnung spricht. Von einer wirklichen Teilung seiner Befugnisse mit den alten Gemeindebeamten kann keine Rede sein; und auch den Mitregenten gegenüber, die er sich nach freier Wahl zur Seite stellte, um seine Macht zu stärken und die Nachfolge seines Hauses zu sichern, wurde peinlichst eine Stufung nach Macht und Würde gewahrt. Es ist daher auch nicht richtig, wenn der Kaiser betont, daß er nur an *auctoritas* allen anderen überlegen gewesen sei, an einflußschaffendem Prestige, wie wir diesen so schwer deutbaren Ausdruck wohl am besten wiedergeben können.

Denn in Wahrheit verfügte der Mann, der seine Macht in gewaltigen

Kriegen gewonnen hatte, über die machtpolitisch entscheidenden Faktoren auch nach dem Januar 27 so gut wie ausschließlich (das unterscheidet seine Stellung vielleicht am eindeutigsten von der des Perikles), über die Grenzprovinzen und über die Grenzheere, ja über die militärischen Verbände überhaupt. Gewiß hatte er die Armee, die zum vornehmsten Instrument der Revolution geworden war, wieder zum zuverlässigen Werkzeug des Staates gemacht; aber sie stand dem Kaiser, obwohl ihr Kern sich aus dem Bürgergebiet rekrutierte, nach wie vor jederzeit auch gegen jeden Feind im Innern zur Verfügung, ohne noch den Widerstand gleichwertiger Faktoren fürchten zu müssen. Und immer größere Befugnisse zog schon Augustus an sich, weil der Senat und die senatorischen Beamten mehr und mehr versagten. Seine Kassen, die *Fisci*, wurden wichtiger als das *Aerarium*; und Ägypten, die reichste und wichtigste Provinz, von deren Getreideschlotten bald Wohl und Wehe der hauptstädtischen Bevölkerung abhingen, wurde früh für Senatoren überhaupt gesperrt, nach außen noch eine „*provincia populi Romani*“, in Wirklichkeit kaiserlicher Hausbesitz, wo er und seine ritterlichen Präfecten als Rechtsnachfolger der Ptolemäer und Pharaonen schalteten.

Und doch war es mehr als bloße Heuchelei, wenn der Kaiser seine Stellung auf seine *auctoritas* zurückführte. Es war ein aufrichtiges Bekenntnis zu seinem Staatsgedanken. Die innere Notwendigkeit der neuen Form kannte niemand besser als ihr Schöpfer; aber gerade darum begriff er auch die anderen Kräfte in seinem Staat so tief. Sie durch einen hellenistischen oder gar orientalischen Absolutismus in seinen Dienst spannen zu wollen, hätte sie alle gegen sein Werk aufgerufen. Darum bekämpfte er die innere Zersetzung der Oberschicht durch seine Sitten- und Religionspolitik und wirksamer noch durch sein Beispiel, darum verabscheute der Herrscher selbst im Kreise seiner Vertrauten die Anrede *dominus*, die bald zum Ausdruck der gewandelten Herrscherstellung werden sollte. Er wußte, daß er an der freiwilligen Unterordnung unter sein Wollen die beste Stütze für sich und sein Werk finden werde, und daß er stark genug sei, jeden Mißbrauch der Freiheit zu verhüten. Darum ließ er Bürgergebiet und Provinzen die Autonomie in den kommunalen und völkerschaftlichen Verbänden, die von der römischen Verwaltung möglichst wenig gestört wurde; und darum gerade änderte er so wenig an der Verfassung der *Domina Roma*, obwohl sein Streben auf die Aufrichtung einer erblichen Vormacht des Julischen Hauses ging. Hier war er der echte Erbe der ciceronischen Ideen. Nirgends wird es klarer als an seiner Stellung zum Gottmenschengedanken, den Caesar

als Ausdruck seiner neuen Herrscherstellung aus dem hellenistischen Osten übernommen hatte. Nur im Osten und in den Provinzen des Westens, Gebieten, die teilweise wenigstens durch eine jahrhundertlange Entwicklung an diesen Ideenkreis gewöhnt waren und in ihren heimischen Religionen auf sie hinführende Kräfte besaßen, duldete und förderte er seine göttliche Verehrung; aber er verband sie mit dem Kult der Göttin Roma, um auch in den Provinzen seinen „dyarchischen“ Principats-Gedanken zu klarem Ausdruck zu bringen. Im Bürgergebiet lehnte er diese Idee ab, die er selbst aus seinem Menschentum heraus nicht teilen konnte, obwohl sie auch hier, unter dem Einfluß hellenistischer Gedanken weit verbreitet, oft vertreten wurde. Auf die charismatische Unterbauung seiner Stellung verzichtete er freilich auch hier nicht und fand sie, nach Jahren eines noch nicht ganz klaren Suchens, in den uralten Mächten des heimischen Glaubens, dessen Grundhaltung der mächtige Strom griechischen und hellenistischen Denkens und das langsame Vordringen östlicher Anschauungen damals noch nicht vernichtet hatten. Von ihm beseelt, verband er den Kult seiner Schutzgöttheiten, die ihre segensbringende Macht in seinen großen Taten offenbart hatten, mit der Verehrung der in ihm waltenden Kräfte, des *genius*, der *pax* und wie sie alle heißen mögen. So erhob er sich durch Ehren und Leistungen über die anderen Menschen, ohne doch zu Lebzeiten schon Gott zu werden. Der Beinamen Augustus und die anderen Ehrungen im Januar 27 waren der sinnfällige Ausdruck dafür, auch wenn damals die endgültigen Formen gerade für die charismatischen Gedanken noch nicht gefunden waren.

In dieser Verbindung aber liegt das Geheimnis der Dauer von dem was er geschaffen. Gewiß hat Tacitus recht, wenn er dem Friedensverlangen in Reich und Bürgergebiet ein großes Verdienst an dem Gelingen seiner Pläne zuschreibt. Es trug ihn empor und stützte ihn, als er erfüllte, was die gequälte Welt von dem „Retter“ erhoffte. Und doch hätte es gewiß nicht allein die bleibende Form geschaffen, wenn der Kaiser selbst nicht mit nachtwandlerischer Sicherheit alle Ströme in neuer Ordnung zu einen gewußt hätte. Einsamer noch als der große Grieche, dessen hoher menschlicher Adel ihm vielleicht nicht ganz beschieden war, und immer tränklich, verzehrte er sich selbst in glühender Leidenschaft für sein Werk und zerbrach seine Freunde durch die Härte seiner Forderungen, die keine menschlichen Ansprüche gelten ließen. Sein bester Lohn war der Segen, der aus seinem Tun sich über das Reich ergoß. Rom erlebte die reichste Entfaltung seines geistigen und künst-

lerischen Lebens, weil sich die besten Geister der Zeit, die wie der Kaiser selbst sich von dem Pathos des Späthellenismus der drängenden Kraft und lebendigen Schönheit des früheren Griechentums zukehrten, und ihre größten Charaktere vorbehaltlos in den Dienst seines Staatsgedankens stellten, und die Provinzen gediehen zu neuer Blüte. Alle Erscheinungen durchströmten die Kräfte, die von dem Kaiser selbst ausstrahlten, der zu den wenigen großen Lebensgestaltern der Geschichte gehört. Die Idee, die ihn und sein Tun zutiefst beseelte, bewies freilich nicht die erhoffte Kraft. Es kann nicht bestritten werden, daß Rom im Bereich des Geistes letztes Schöpfertum fehlte, und daß darum auch dieser Zeit die gestaltende Kraft der perikleischen Zeit versagt bleiben mußte. Das Römertum selbst erwies sich als unfähig, die Aufgaben zu lösen, die ihm der Herrscher zuwies. Wohl vermochte es das Neuland im Westen mit seiner Sprache und Zivilisation oberflächlich zu durchdringen; aber sein Adel fand sich nicht in die Rolle, die für ihn vorgesehen, und sein Volk verlernte über der Pax Augusta bald die Wehrkraft, die es zur Weltherrin gemacht hatte. Fremde geistige und religiöse Mächte drangen unter der Oberfläche vor und eroberten unter dem Schutz der römisch-hellenistischen Weltkultur, die sie nur äußerlich ergriffen hatte, das Reich. Der Orient triumphierte, der sich mit den Kräften der Provinzen verband. Aber über all diese mächtigen Gewalten bewahrte Augustus' Werk, sein durch gewaltige Klammern zusammengefaßter Staatsbau, seine Kraft und zwang sie, mitgetragen von den ewigen Kräften des Blutes, zu schöpferischer Vereinigung, als aus den Wirren des dritten Jahrhunderts durch Diocletian und Constantin die Neuordnung erstand, die das gewandelte Erbe der Antike in die mittelalterliche Welt hinüberrettete.

Meine Damen und Herren, ich habe Sie durch mehr als 1000 Jahre antiker Geschichte geführt, um Ihnen Größe und Grenzen der Tat zweier der erhabensten Gestalten in der Geschichte unseres Völkerkreises zu zeichnen. Der Historiker, der seine vornehmste Aufgabe in der Deutung der Vergangenheit sieht, ist nicht zum Propheten der Zukunft bestimmt. Trotzdem führte ich Sie an die großen Lebensgestalter der Vergangenheit, um zu meinem Teil an der allverpflichtenden Aufgabe mitzuwirken, die unserem Volk in der Gegenwart gestellt ist. Wir alle wissen, daß kein Wollen unseres Führers allein sie zu lösen vermag, wenn sein Volk sich ihm versagt. Sehe ich den Sinn der großen Bewegung recht, die unser Volk zu erneuern sich anschickt, dann ist die Verantwortung, die auf jedem einzelnen unter uns ruht, schwerer, als sie je für

deutsche Menschen war. Der neue Staatbürdet sie einem jeden nach seinen Gaben auf und duldet nicht, daß einer sich ihr entzieht; und doch tun wir erst dann unsere Pflicht, wenn wir, dem besten Erbe unseres Blutes und unserer Geschichte getreu, aus eigenem unseren freien Willen als das wertvollste Geschenk, das wir zu geben haben, hinzutun, um dem gewaltigen Bau, der uns alle umfaßt, den Halt zu geben, der Dauer verbürgt.